



Köln → Kalungu 9/2015



Weite wirkt zurück Wir lassen uns den Spiegel vorhalten



Kalungu → Köln 5/2016



Kreissynode des Kirchenkreises Köln-Rechtsrheinisch, 17. Juni 2016, Haus der Evangelischen Kirche

Pfarrer Dr. Kai Horstmann (Gemeindedienst für Mission und Ökumene) und Pfarrer Ulrich Kock-Blunk (Kirchengemeinde Dellbrück-Holweide)

I Hier ist alles fertig. Was sind eigentlich Eure Projekte?
Kambale Mpalirwa Jean de Dieu



Hier ist alles fertig.
Was sind eigentlich eure Projekte?

Kambale Mpalirwa Jean de Dieu



1.1 Beobachtung aus den Kalungu-Besuchen

Die Aufgaben in Kalungu liegen auf der Hand. Straßen müssen gebaut, verbessert, allererst fahrbar gemacht werden, Schulen müssen gebaut und unterhalten werden, die Krankenversorgung ist im Aufbau, es geht um Arbeit, es geht um Wasser,...

Alles ist unfertig, und vieles, was einmal fertig war, ist schon lange wieder kaputt.

Man fährt durch die Landschaft, durch die Städte und Dörfer in Kalungu, spricht mit Leuten, sieht, was geschieht und ist voller Ehrfurcht für die Menschen, die so viel Energie haben, so viel Phantasie, so viel Liebe und so viel verrückten Glauben, dass sie sich von der Vielzahl der Aufgaben nicht entmutigen lassen, sondern anpacken, Projekte auflegen, sorgfältig die begrenzten Ressourcen abschätzen und sich auf den Weg machen.

Dann kommt man nach Hause und fragt sich selbst, ob man die Energie aufbrächte, die es braucht, um diese Vielzahl von Baustellen anzugehen, die Weisheit, zu entscheiden, mit welcher man anfängt, und die Hoffnung, dass man mit all den Mühen an irgendein Ziel kommt. Und man findet sich ein bisschen beschämt: mit welchem Reichtum an Möglichkeiten (Gebäude, Geld, Mitarbeitenden...) unsere Kirche ausgestattet ist für die Arbeit, die wir tun und wieviel Gejammer da doch ist über kleiner werdende Ressourcen, über zurückgehende Einnahmen (oder jedenfalls irgendwann in der Zukunft einmal sinkende Einnahmen), wieviel Umständlichkeit!

Nach ein paar Tagen Besuch im Kirchenkreis Köln-Rechtsrheinisch sitzen wir zusammen und hören auf die Beobachtungen und Eindrücke der Gäste aus Kalungu. Jeandedieu, ein leiser, vorsichtiger Mann,

sagt: „Hier ist doch alles fertig! Tolle Straßen, überall Schulen – und alle können dahin gehen, das Wasser kommt einfach aus dem Hahn oder aus der Dusche, es gibt Ärzte und Krankenhäuser und es gibt ein hohes Maß an Sicherheit. Was gibt es hier zu tun? Was sind eigentlich eure Projekte?“

1.2 Aus der ökumenischen Visite

Wir wissen gut: Es ist nicht alles Gold, was glänzt. Und manches fängt erheblich an zu bröckeln. Es gibt so viel zu tun, zu erhalten, zu verbessern. Wenn es doch nur um Straßen und Brücken ginge! Es ist so viel zu tun, dass es uns geradezu erschlägt und wir nicht wissen, was zuerst zu tun ist. Und was zu lassen!? Denn alles zu tun, was zu tun wäre, das kriegen wir gar nicht hin. Dazu fehlt uns die Kraft. Und fehlen uns die Mittel.

In den Veränderungen, die wir als Kirche in unserer Gesellschaft erfahren, bewegt uns die Frage: „Wie können wir eine relevante Kirche sein?“

In dieser Frage hat die Kirchenleitung die Partnerkirchen unserer Ev. Kirche im Rheinland um Beratung gebeten. 17 Gäste – aus Deutschland, Europa und Übersee, aus der römisch-katholischen Kirche und der Orthodoxie, aus Freikirchen, VEM-Mitgliedskirchen oder der UCC in Amerika – haben unsere Kirche im Juni letzten Jahres daraufhin besucht und unser Tun „kritisch-solidarisch“ in den Blick genommen. Wir haben eine ökumenische Visite erfahren und den Spiegel vorgehalten bekommen. Nach der Landessynode im Januar haben wir uns im Pfarrkonvent und im KSV ausführlicher mit den Ergebnissen der ökumenischen Visite beschäftigt. Hier nur ein paar Schlaglichter:

Die Sorge, die uns beherrscht, wurde wohl wahrgenommen. Die Frage, wie wir in Zukunft mit weniger Personal und Geld auskommen müssen, wo die Aufgaben doch nicht weniger werden, vor die wir uns gestellt wissen. Diese Sorge wurde ernst genommen. Aber wir wurden deutlich darauf hingewiesen, dass wir eine Kirche sind, die über Ressourcen verfügt. Das, so wird uns attestiert, sei uns manchmal nicht ausreichend bewusst. Manche sehnten sich nach den „guten alten Zeiten“ zurück wie zu den „Fleischtopfen Ägyptens“, statt dass wir uns vom Ruf Gottes zukunftsbezogen leiten lassen. Und wer von Kürzungen betroffen ist, wer Einschnitte in seinen Arbeitsbereichen hinzunehmen hat, sähe sich als Opfer, anstatt in Zusammenarbeit mit den Entscheidungsträgern nach neuen Lösungen zu suchen.

Ob wir auch Chancen darin sehen könnten, dass unsere Kirche zahlenmäßig kleiner und finanziell schwächer wird, dass Menschen aus ihr austreten und dass sie an gesellschaftlicher Bedeutung verliert? Kann die Situation, in der wir uns befinden, dazu beitragen, dass wir uns neu des kirchlichen Auftrags in der Welt bewusst zu werden, zu dem die Verkündigung und ebenso das Zeugnis durch Verantwortungswahrnehmung für die Welt gehören?

„Vertraut den neuen Wegen, auf die der Herr uns weist“, so singen wir doch gerne...

1.3 Was sind unsere Projekte?

Was sind eigentlich unsere Projekte? Wo wird meine Kraft gebraucht? Welche Vision von welcher Zukunft haben wir? Manchmal spürt man die Sehnsucht von Menschen danach, einen Ort zu haben, an dem die eigene Kraft gebraucht wird und ein Ziel, wohin es denn gehen soll.

Anders als im Kongo geht es bei uns vielfach mehr darum, die Infrastruktur der Gesellschaft und der Kirche zu erhalten und zu schützen, als darum, Neues aufzubauen.

Vielfach geht es darum, das Abbauen zu lernen und den Verzicht.

Aber, damit das alles nicht nur Angst macht und nicht nur frustriert, brauchen wir weite Perspektiven. In unserer Kirche ermüden wir einander oft mit der geschäftigen Ratlosigkeit, mit der wir zuzeiten vor uns hinwursteln.

Woran können Menschen sich andocken in unseren Gemeinden? Wie gewinnen wir weite Perspektiven, statt uns in kleinschrittiger Alltagsgeschäftigkeit zu verlieren?

Was sind unsere Projekte? Auch, wo auf den ersten Blick der Besucher „alles schon fertig ist“, gibt es bei uns ja zu tun. Im Gesundheitssystem zum Beispiel oder in unserem Umgang mit den natürlichen Ressourcen liegen Aufgaben und Projekte auf der Hand.

I

Die Geschwister in Kalungu sehen das Gesundheitssystem als eines der großen Projekte ihrer Kirche wie der Gesellschaft im Ganzen. Wie können flächendeckend und qualitativ gut Krankenhäuser, und Gesundheitsstationen gewährleistet werden? Wie kann das finanziert werden und wie kann gewährleistet werden, dass jeder und jede einen Zugang zu den Einrichtungen des Gesundheitssystems hat? Das sind bei uns vielleicht nicht oder jedenfalls noch nicht wieder die dringenden Fragestellungen. Aber die Diskussion darüber, welche Qualität medizinischer Versorgung wirklich allen zustehen soll und für welche Leistungen extra bezahlt werden muss, ist in vollem Gange. Was bringen wir in unserem diakonischen Handeln, in Seelsorge und Verkündigung in diese Diskussion ein? Welcher Begriff von „Gesundheit“ ist es, den wir, Kirche des gekreuzigten und auferstandenen Christus, in den Gesprächen über die Grenzen medizinischen Handelns geltend machen?

II

In Kalungu und in der ganzen Demokratischen Republik Kongo ist die Versorgung mit sauberem Trinkwasser ein großes Problem. Vielfach muss Wasser in Kanistern viele Kilometer getragen werden. Die Erfahrung, wie wenig selbstverständlich der Zugang zu sauberem Wasser ist, könnte für uns eine wichtige Erinnerung sein: wie kostbar die Ressourcen sind, die wir selbstverständlich voraussetzen!

Wie üben wir in unseren Gemeinden einen schonenden Umgang mit den Gütern der Natur ein?

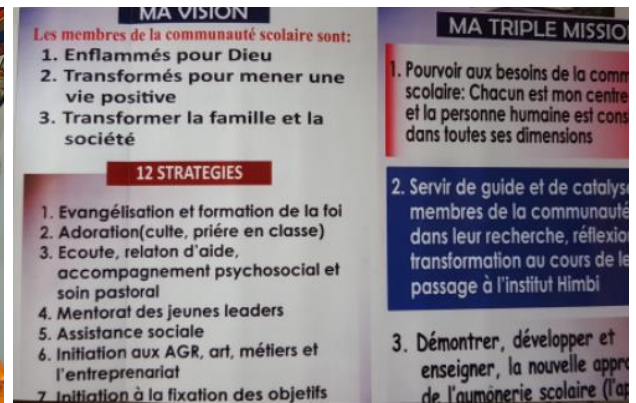
Wir fangen da¹ nicht bei Null an: Die Besucher aus Kalungu haben häufig angemerkt, wie sehr sie die nachhaltig bewirtschafteten Wälder und die nicht durch Raubbau und unregelmäßige Rodung versteppte Landschaft bei uns beeindruckt haben. Aber dass unser Verbrauch der natürlichen Ressourcen und unsere Emissionen um ein Vielfaches zu groß sind, das bestreitet niemand, der ernst genommen werden will. Wie gelingt uns, im Bemühen um den Schutz und die Bewahrung der Schöpfung Projekte zu entwickeln, die uns und andere begeistern können?

III

Und ein letztes: das Kivu-Gebiet ist seit mehr als 20 Jahren immer wieder Schauplatz völlig irrational wirkender Gewalt. Wie kostbar öffentliche Sicherheit ist und wie schützenswert ein gesellschaftlicher Zusammenhang, in dem nicht die Einen Angst vor den Anderen haben müssen, man kann es da lernen. Die Arbeit daran ist auch hier bitter nötig, wie nicht zuletzt die wachsende Aggression gegen Zuwanderer und Flüchtlinge zeigt. Was sind unsere Projekte in diesem Zusammenhang?

1

II Woran merkt man eigentlich, dass ihr damit Zeugnis von Jesus Christus ablegt? Bitondeyubusa Ndabakenga Jean



Woran merkt man eigentlich, dass ihr damit Zeugnis von Jesus Christus ablegt?

Bitondeyubusa Ndabakenga Jean

II.1 Beobachtung aus den Kalungu-Besuchen

Auf der Außenwand des Krankenhauses in Goma steht geschrieben: „Jesus sauve et guérit“, „Jesus rettet und heilt“ – und die Menschen, denen wir begegnen machen deutlich, dass sie den Zusammenhang zwischen geglaubter Erlösung und dem Mühen um Heilung sowohl für sich selbst als auch gegenüber den Menschen, die Hilfe suchen, leicht herstellen können.

In der Mitte eines Schulhofes einer Schule in Goma steht ein kleines Haus. Als „Maison d'Écoute“, als „Zuhörhaus“ wird uns das angekündigt. Als wir da sind, stellt sich heraus: in unserer Begrifflichkeit ist das eine Beratungsstelle für die vielen durch die Gewalt, vor allem durch sexualisierte Gewalt traumatisierten Mädchen und Jungen an der Schule.

Uns irritiert die fast aufdringliche Frömmigkeit, mit der die Berichte über die Beratungsarbeit verbunden sind. Auf dem „Mission-Statement“ an der Wand gehört zu den „Strategies“ zuallererst die Evangelisierung und der Lobpreis-Gottesdienst. Und jedem, der kommt, jeder die Rat sucht, wird durch die Sprache und durch das intensive Gebet der Mitarbeiterinnen klar: Seelsorge ist ein geistliches Tun und steht in engem Zusammenhang mit Verkündigung und Gemeindebildung.

Ich empfinde eine Mischung aus Bewunderung und Unbehagen: Mir wäre das ein bisschen *zu* „fromm“ und ich bin sicher, dass der unmittelbare Kurzschluss zwischen seelsorglichem und diakonischem Handeln auf der einen und verkündigendem Tun auf der anderen Seite hier nicht funktionieren würde, weil Menschen mit einigem Recht den Eindruck bekämen, man nutze ihre augenblickliche Bedürftigkeit als Patientin im Krankenhaus oder als Klient in der Beratung aus.

Nach Besuchen in der Evangelischen Beratungsstelle in Bensberg, nach Gesprächen über Krankenhaus-seelsorge, nach Besuchen in Altenheimen, bei Flüchtlingsinitiativen und unterschiedlichen Gemeindeguppen zeigen die Besucher sich beeindruckt. Was für eine Fülle an kirchlichen Aktivitäten! Welch Reichtum an Engagement von Menschen, haupt- und ehrenamtlich, Welch große Aufmerksamkeit für die Notlagen, in der Menschen auch bei uns, im reichen Deutschland sein können.

Allein, so fragt Superintendent Ndabakenga: Woran merkt man, dass ihr mit dem allem Zeugnis von Jesus Christus ablegt? Woran merken die Leute, dass ihr euer diakonisches und seelsorgliches Handeln deutet als eure Antwort auf das Evangelium? Und wir finden uns ein bisschen verlegen...

II.2 Aus der ökumenischen Visite

Verlegen? „Die Christen sind bei der Verkündigung ihres Glaubens sehr höflich und zurückhaltend“, schreiben die Delegierten unserer Partnerkirchen in ihrem Bericht. Missionarisch-evangelistisch stark engagierte Menschen hätten darum oft den Eindruck, es gebe zu wenig solcher Aktivitäten. Die Ökumenische Visite aber spiegelt uns wieder: „Wir ... nehmen wahr, dass es vielfältig einladende, zu Kirche und Glauben führende Angebote gibt“. Sie stellt fest: „Das Thema wird nach unserer Beobachtung ernst genommen und auf allen Ebenen der Kirche bearbeitet. Viele Gemeinden sehen es als ihre Hauptaufgabe an, den Glauben weiterzugeben. Mit großer Kreativität werden neue Formen von Mission gesucht und gestaltet: zum Beispiel neue Gottesdienstformen, Glaubenskurse, niedrigschwellige Angebote, moderne Musik verschiedenen Stils. Es gibt eine Fülle von Material zu Mission und Evangelisation und genug Geld für den kreativen Umbau der Gebäude.“ Das ist das eine.

Das andere ist, dass, wie Superintendent Ndabakenga, auch die ökumenische Visite danach gefragt hat, wie es um die Erkennbarkeit unseres Tun als Handeln aus dem Evangelium heraus steht. Das betrifft insbesondere die Formen unserer Mitwirkung an gesamtgesellschaftlichen Aufgaben. So wird die Diakonie „von außen nicht immer als kirchliches Handeln wahrgenommen. Diakonie versteht sich als Verkündigung durch die Tat. Doch ohne das deutende Wort ist sie unvollständig“, schreibt die Ökumenische Visite uns ins Stammbuch. Und sie fragt weiter: „Was ist das spezifisch Evangelische an der konkreten Bildungsarbeit?“ Tatsächlich können viele Bildungsangebote rein humanistisch begründet werden. „»Evangelisch« muss aber mehr als eine Bezeichnung sein.“ Deshalb empfiehlt die Ökumenische Visite den Einrichtungen der Diakonie sich mit ihren Mitarbeitenden der Frage »Was ist das Wesen und das Wesentliche der Kirche?« zu beschäftigen.“

Was ist unsere Mission?

Sollen wir als Kirche, ähnlich wie manche Freikirchen, Menschen bekehren?

Michael Kühne



III.1 Beobachtung aus den Kalungu-Besuchen

„Bonjour, les Missionaires“! – so wurden wir in einer Schule für Flüchtlingskinder in Masisi begrüßt. Ich war ein bisschen davon irritiert, als „Missionar“ angesprochen zu werden, ist mir doch in meiner theologischen Sozialisation der Begriff „Missionar“ aufgrund der schwierig-komplizierten Geschichte europäisch-christlicher Missionierung einigermaßen verdächtig geworden.

Mit diesem Unbehagen bin ich offenbar nicht alleine. Als in einem frühen Entwurf der Partnerschaftsvereinbarung zu lesen war: „Die Partnerschaft soll dahin führen, ... in der Missionsarbeit wirkungsvoller zu sein“ – und das war eine richtige Übersetzung des französischen Textes: „d’être plus effectif dans le travail missionnaire“ – lautete eine kritisch gemeinte Anfrage von Michael Kühne: „Sollen wir als Kirche, ähnlich wie manche Freikirchen, Menschen bekehren?“ Der Begriff „Mission“ ist in manchen deutschen Ohren offenbar klärungsbedürftig. In unseren Gesprächen aber wurde deutlich: Unsere Skrupel sind den Kongolesen kaum zu vermitteln, bezeichnet der Begriff in kongolesischen Ohren tatsächlich eher allgemein den „Auftrag“ der Kirche in den verschiedensten Dimensionen.

Dabei entwickeln die CBCA und deren Kirchenkreis Kalungu viel selbstbewusster, als wir das häufig tun, Evangelisierungsstrategien – durchaus auch mit dem Ziel, Mitglieder der Kirche zu werben, vor allem aber, damit Menschen Teilhaber der „Missio Dei“, des Werkes Gottes an seiner Welt, werden können.

Die CBCA erklärt auf ihrer Homepage, ihre „Mission“ bestünde

1. darin, das Evangelium von Jesus Christus zu verkündigen, um das Heil der Menschen willen;
2. In der Förderung des Wohlergehens der Menschen in physischer, materieller, emotionaler und intellektueller Hinsicht, dass sie den Herausforderungen des Lebens begegnen können und
3. darin, die Männer, die Frauen, die Jugendlichen und die Kinder zu verändern, damit aus ihnen Akteure der Transformation aller Bereiche der Gesellschaft werden können.

„Wollen wir Menschen bekehren?“

Die Aufgabe, Menschen zu gewinnen, Werbung zu machen für die Sache, die uns doch am Herzen liegt, Anderen zu erzählen, was wir lieben, gehört zu unserem Kirche-Sein dazu. Die Aufgabe, uns selbst und Andere dafür immer neu zu werben, Teilhaber zu werden am Projekt Gottes mit seinen Menschen: das ist etwas, an das uns die Geschwister in Kalungu erinnern könnten.

III.2 Aus der ökumenischen Visite

Dieser Punkt ließe sich gut im Blick auf die letzte Missionserklärung des Ökumenischen Rats der Kirchen und die zweite Konvergenzerklärung des ÖRK „Auf dem Weg zu einer gemeinsamen Vision“ vertiefen. Ich bin davon überzeugt: Wir haben ein missionstheologisches Update nötig!

Die Gäste der Evangelischen Kirche im Rheinland forderten uns in der Auswertung ihrer Visite auf, die theologische Rede sollte stärker trinitarisch sein, d.h., sie sollte auch wieder klarer und deutlicher von Jesus Christus und dem Wirken des Heiligen Geistes sprechen.

Die Trinitätslehre... Ganz schnell heißt es da von vielen, das wäre ja sowas von kompliziert, das könne man nicht verstehen, bestensfalls glauben. Aber selbst das ... Und manche Theologen nähren diese Auffassung. Sie tun es dadurch, dass sie, wenn sie nach der Trinitätslehre gefragt werden, unter dem Eindruck der komplexen Entwicklungsgeschichte des Dogmas, die sie mal mühevoll für's Examen gelernt haben, gequält die Augen verdrehen. Dabei ist die Sache, um die es geht, ganz einfach: Die Trinitätslehre muss niemand glauben. Man kann versuchen, sie zu verstehen, muss das aber nicht. Denn sie ist nichts weiter als ein Versuch, die spezifische Gotteserfahrung, die Christinnen und Christen machen, auf den Begriff zu bringen. Diese Erfahrung ist wichtig, nicht die Theorie dazu. Die Erfahrung, dass Gott nicht irgendwie eine allgemeine Gottheit ist, ein höheres Wesen, das wir verehren können (oder auch nicht...), sondern dass dieser Gott bestimmt so ist wie Jesus Christus. Und dass das nicht mal so war vor langer Zeit, sondern grundsätzlich so ist. Und das Christen davon begeistert sind. Sie erleben Gott in ihrem Leben, seine Zuwendung und Wegweisung, seine Kraft. Mit Freude, in Mitmenschlichkeit und aus Begeisterung engagieren sich Christinnen und Christen darum für Schwache, in der Bildungsarbeit, für das Leben in Fülle.

„Die zu vorsichtige evangelische Profilierung der EKIR haben wir als Mangel empfunden. Die starke sozial-gesellschaftliche Prägung geht auf Kosten von Bekenntnis und der mystischen Dimension der Kirche. Das kulturelle Engagement der EKIR lässt oft nicht mehr erkennen, dass es um die Arbeit einer Glaubensgemeinschaft geht, denn eine allgemeine humanistische Grundhaltung ist vorherrschend.“ So ist im Bericht von der Ökumenischen Visite zu lesen. Es geht ausdrücklich nicht darum, dass wir uns weniger stark politisch engagieren sollten oder weniger Angebote im Bereich der Kultur machen sollten! Was kritisiert wird ist, dass man uns als Christinnen und Christen in diesen Angeboten nicht wahrnimmt dass sie nichts vom Evangelium widerspiegeln.

Unsere Professionalität in Diakonie und Bildungsarbeit, unsere öffentlichen Stellungnahmen, all das soll transparenter werden für den dahinter liegenden Gottesglauben. Die Einladung zum praktisch gelebten Glauben im Missionsland Deutschland richtet sich also nicht nur nach außen, sondern auch und vielleicht zuallererst nach innen an uns selbst. Es ist der Aufruf, als Christinnen und Christen überzeugend zu leben.

III.3 „Missionarische Volkskirche“

Könnten wir in wenigen Worten sagen, was unsere „Mission“ als Kirche in Köln-Rechtsrheinisch ist? Was ist unser „Auftrag“? Haben wir eine Sprache, in der wir ausdrücken können, woher wir kommen und wohin wir unterwegs sind?

Die vielen Prozesse, mit denen wir uns seit Jahren beschäftigen (NKF, Verwaltungsstrukturreform, „Kirche der Freiheit“, Personalplanung...): in welchem inneren Zusammenhang stehen die zu dem, was wir

als „unsere Mission“, als unseren Auftrag definieren würden? Manche Erschöpfungserscheinung bei Einzelnen und im „System“ hat doch wohl auch damit zu tun, dass dieser innere Zusammenhang häufig verschwimmt.

Da kann es nur gut tun, von den Geschwistern nach unserem Profil gefragt zu werden. Da ist es hilfreich, sich zu der Botschaft gerufen zu wissen, von der wir unsere Identität beziehen.

Ja, es wird im „Missionsland Deutschland“ für die Evangelische Kirche mehr als früher auch um Mitgliederwerbung gehen. Dabei steht aber nicht der Selbsterhalt der Organisation im Mittelpunkt der Bemühungen. Es geht vor allem darum, für die Sache Jesu Christi zu werben und neu Begeisterung zu entdecken für das liebe Evangelium.

IV Was macht ihr eigentlich gegen die Herausforderung durch Muslime?

Muhindo Balerwa Jean Pierre

Wieder Gräueltaten in Kongos Provinz Nord-Kivu

Mindestens 21 Dorfbewohner mussten auf bestialische Weise sterben. Zur Last gelegt wird das Verbrechen einer islamistischen Rebellengruppe aus dem Nachbarland Uganda.



Was macht ihr eigentlich gegen die Herausforderung durch Muslime?

Muhindo Balerwa Jean Pierre



IV.1: Beobachtung aus den Kalungu-Besuchen

Im Nord-Kivu, konkret auch in Kalungu, auch in der Baptistischen Kirche in Zentralafrika, leben viele Kulturen zusammen: Nande, Hutu, Hunde ... Völker mit eigenen Sprachen, nicht nur Dialekten. Sie haben eine gemeinsame Sprache, das Kisuaheli. Aber unsere Gäste haben keine gemeinsame Muttersprache und mancherlei kulturelle Unterschiede! Christsein hin oder her: so einfach ist es nicht für einen Hunde-Mann, eine Hutu-Frau zu heiraten. Es könnte sogar sein, dass es für eine christliche Nande leichter ist, einen muslimischen Nande zu heiraten als einen christlichen Hutu. Aber da möchte ich bei Gelegenheit noch einmal nachfragen.

Deutschland entwickelt sich – im ländlichen Raum langsam, in Städten teils rasant – aktuell von einer monoethnischen zu einer multikulturellen Gesellschaft. Wir wollten unseren Gästen davon etwas zeigen und sind mit ihnen darum in die Keupstraße gefahren. Wir haben ihnen erzählt, wie neu diese multikulturelle Situation für uns eigentlich noch ist. Wie es anfang mit „Gastarbeitern“, die dann blieben, und welche Dynamik in diesem Prozess steckt. Welchen Herausforderungen wir uns gegenübersehen. Und dass das mit der Willkommenskultur so eine Sache ist. Wir haben vom Anschlag des NSU erzählt und von den Birlikte-Festen. Und wir haben ihnen den „Engel der Kulturen“ gezeigt, der an der Ecke Keupstr./Holweiderstr. als Bodenintarsie zu sehen ist.

Der „Engel der Kulturen“ ist eine Kunstaktion, die seit ein paar Jahre durch die Lande zieht. Ein Künstlerpaar hat aus Davidsstern, Kreuz und Halbmond die Gestalt eines Engels geschaffen. Sie schreiben dazu: „In die angespannte Situation zwischen den drei abrahamitischen Weltreligionen Islam, Juden- und Christentum bringen wir als bildende Künstler den Engel der Kulturen als vermittelndes Symbol ein. Durch Einbeziehung von BürgerInnen, VertreterInnen der Öffentlichkeit und der Religionen in die dazu dienenden Kunstaktionen formt sich eine soziale Skulptur, die den Wunsch vieler nach Zusammenleben in Gleichberechtigung und friedlicher Verbundenheit zum Ausdruck bringt und so entschieden rechtsextremen, fremdenfeindlichen, antisemitischen und islamophoben Tendenzen entgegenwirkt.“ Es war den Gesichtern unserer Partner deutlich anzusehen, dass sie diese Aktion nicht verstanden.

Das änderte sich auch nicht, als wir auf der Hohe Straße an einem Stand vorbei gingen, an dem Muslime für ihren Glauben warben. Ich habe darauf hingewiesen, dass diese Muslime auf der Hohe Straße zur Ahamdiyya gehörten, also zu einer Gruppierung, die in der arabischen Welt oder in Indonesien allemal so bedrückt und verfolgt wird, wie Christen. Das konnten unsere Partner nicht hören. „Was macht ihr eigentlich gegen die Herausforderung durch Muslime?“, fragte Herr Balerwa am Ende des Besuchs.

IV.2: Die Herausforderungen der Pluralität

Der Aufschwung des Islam in der Region, in Ruanda und dem Nord-Kivu, steht in einem sachlichen Zusammenhang mit dem Versagen der Kirchen im Bürgerkrieg und Genozid in Ruanda 1994. Der Islam hatte sich damals als glaubwürdiger dargestellt... .

Außerdem gehört die Provinz Nord-Kivu zu den Rückzugsgebieten einer Terrorgruppe, die seit Ende der 80er Jahre für einen Gottesstaat kämpft, in dem allein das Religionsgesetz gelten soll. Es handelt sich dabei aber keineswegs um Islamisten, sondern um die Lord's Resistance Army und um die Zehn Gebote ... Es dürfte kaum überraschend sein, dass es auf diese christlichen Verbrecher auch muslimische Gegenreaktionen gibt. Aber wie jede Soldateska entwickeln die ihr gewalttätiges Eigenleben. Und das ganze in einer Region, in der die Sklavenrouten ihren Anfang nahmen, über die arabische Sklavenhändler ihre „Ware“ bezogen und von der tansanischen Küsten aus verschifften. Es geht nie nur um Religionsunterschiede. Wahrscheinlich auch nicht, wenn Balerwa sein Bedenken äußert.

„Ob das Verhältnis zu den Muslimen über den guten Dialog hinaus auch missionarisch geführt werden soll, ist eine theologische und missionarische Grundsatzfrage, die die EKIR für sich zu entscheiden hat. Wir Visitierenden kommen aus weltweiten Kirchen, die unterschiedliche Antworten darauf haben“, heißt es zu dieser Frage im Bericht zur Ökumenischen Visite.

Kurzer Rede tiefer Sinn: Der Blick in den Kongo, in die Kivu-Provinzen lehrt, dass es eine Frage ist, die bei aller Grundsätzlichkeit konkret, im Blick auf die Situation in der sich diese Frage stellt, beantwortet werden muss. Und wir befinden uns in der Ev. Kirche im Rheinland mitten in der Diskussion dieser Grundsatzfrage.

Vielleicht können wir mit unserer Urteilsbildung im Verhältnis zu den Muslimen, mit denen wir zusammen in Deutschland leben, auch unseren Geschwistern zu einem entspannten Verhältnis gegenüber den Muslimen verhelfen, die unter ihnen leben?

V Les problèmes sont les mêmes.
Nabunani Musangi Ortence



Les problèmes sont les mêmes ...

Nabunani Musangi Ortence



Ortence ist Krankenschwester und Hebamme. Sie hatte zwei Tage im Krankenhaus Porz hospitiert. Bei einer Geburt durfte sie die Geburtshilfe machen, bei einem Kaiserschnitt dabei sein.

„Das ist wie bei uns!“, staunte sie noch Tage später, als wir miteinander auf den Besuch zurückschauten, obwohl es ihr ja nichts Neues gewesen sein wird, dass Kinder auf die gleiche Weise auf die Welt kommen, ob sie schwarz oder weiß sind, ob sie im Kongo oder in Deutschland geboren werden.

„Das ist ja wie bei uns!“

Partnerschaften sind eine Lernchance:

1.

Was man theoretisch selbstverständlich weiß, braucht nämlich immer wieder Anschauung: Wie sehr Menschen sich in aller Verschiedenheit doch gleichen! Wie eng wir, Kinder Gottes, die wir sind, miteinander verbunden sind. Wie ähnlich auch unsere Probleme sind. „Les problèmes sont les mêmes“.

Partnerschaften zwischen Gemeinden oder Kirchenkreisen aus verschiedenen Teilen der Welt haben vielleicht zuallererst diesen Zweck und Sinn: Wir schließen Freundschaft mit Fremden, die in fast allem, worauf es wirklich ankommt, so sind wie wir. Wir erinnern uns gegenseitig, dass wir die Probleme des Lebens miteinander teilen und die Chancen des Lebens auch. „Das ist wie bei uns. Die Probleme sind die gleichen.“

2.

„Die Probleme sind die gleichen und wir lösen sie auch ähnlich, obwohl wir weniger Material und nicht so gute Bedingungen haben“, hat Ortence gesagt. Was für den Vorgang der Geburt und für die Arbeit in Geburtsstationen in Krankenhäusern gilt, gilt ja für beinahe alles: „Eigentlich sehr ähnliche Probleme, aber viel weniger Mittel“.

Dass unsere Handlungsmöglichkeiten nicht erst anfangen, wenn alle Bedingungen erfüllt, alle denkbaren Werkzeuge und Materialien, alle Regelungen, Mittel und Gelder vorhanden sind, das können wir im reichen Köln vielleicht lernen von den Geschwistern zum Beispiel in Kalungu.

„Das ist wie bei uns. Die Probleme sind die gleichen.“

3.

„Die Probleme sind die gleichen, wir lösen sie auch ähnlich, obwohl uns vieles fehlt, was wir eigentlich brauchen“, sagt Ortence. Sie markiert damit die vielleicht gewichtigste Anfrage aus den Partnerschaftsbegegnungen an uns: Was tun wir, Kirche in Köln-Rechtsrheinisch, damit Kinder, die in Kalungu geboren werden, nicht unter der Geburt sterben, weil Diagnose- und Behandlungsmöglichkeiten fehlen? Was tun wir, um die unerträglichen Unterschiede zwischen dem Reichtum bei uns und dem Mangel in anderen Teilen der Welt zu verringern? Solche Partnerschaftsbegegnungen schieben die Frage nach Gerechtigkeit in den Fokus der Aufmerksamkeit. Und der Hinweis auf die ja gar nicht ganz unerheblichen Mittel, die der Kirchenkreis Jahr für Jahr nach Kalungu schickt, kann da nicht wirklich beruhigen.



Am letzten Abend. Nach Volberg kommt ein Kindertanzkorps, das den Besuchern und Besucherinnen Karnevalstänze vorführt, ihnen ein bisschen rheinische Folklore zeigen soll. Theresa, eine der Tänzerinnen ist gekommen, obwohl sie an diesem Tag Geburtstag hat – und Ortence, die Hebamme, singt und tanzt ihr, zusammen mit Mme. Myatsi und dem Superintendenten, ein unglaublich fröhliches Geburtstagsständchen. Sie singen ein Lied, mit dem in Kalungu neugeborene Kinder begrüßt werden. „Die Geburt war anstrengend, aber es ist da: ein Kind! Gott sei Dank. – Die Mutter ist müde von der Geburt, aber es ist da: ein Kind! Gott sei Dank. – Es wird viel Arbeit machen, aber es ist wunderbar: ein Kind! Gott sei Dank.“

Ich finde das ein wunderschönes Bild für Partnerschaften: Geschwister feiern miteinander, zeigen einander ihr Eigenes und machen aus beidem ein Neues. Sie teilen miteinander Glück und den Schmerz. Sie machen sich, je an ihrem Ort und gemeinsam, an die Arbeit. Sie heißen Menschen willkommen und helfen ihnen ins Leben. „Gott sei Dank.“



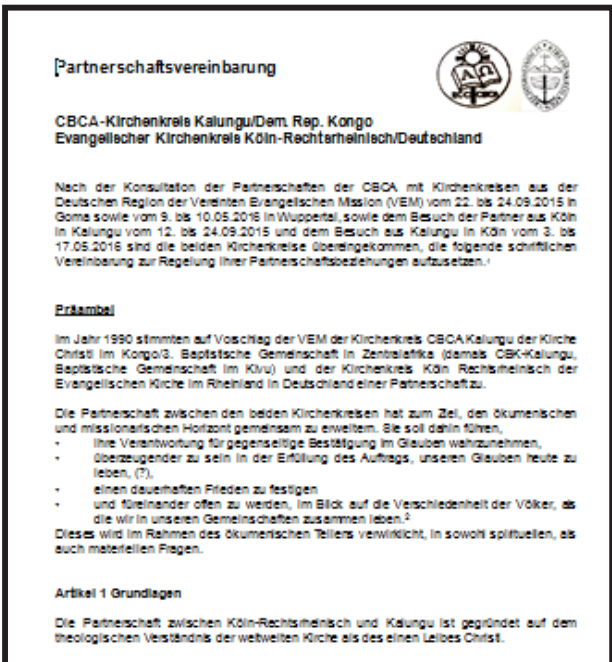
Partnerschaftsvereinbarung

1. Warum überhaupt?

- Weil die Partnerschaftsrichtlinien der Vereinten Evangelischen Mission das heute vorsehen.
- Weil der Prozess, sich über einen Text zu verständigen, geholfen hat, einander besser zu verstehen.

2. Warum so?

Weil das Muster der VEM, die Vorlage aus Kalungu, Fragen, Nachfragen, Antworten und neue Ideen in kurzer Zeit eben so verarbeitet wurden.



Partnerschaftsvereinbarung

3. Was steht drin?

- Dass wir in Christus zueinander gehören.
- Dass wir diese Gemeinschaft wahrnehmen und in Erfüllung des Auftrags Gottes gestalten wollen.
- Dass wir Anteil nehmen am Leben der anderen, einander besuchen und uns über Themen austauschen.
- Dass wir im Rahmen der VEM und des Konziliaren Prozesses Impulse auch von außen erfahren.
- Dass wir die Entwicklung Kalungus solidarisch unterstützen, nicht nur, aber auch durch Geld, für dessen Verwendung es Kriterien gibt und Regeln, die uns beteiligen.
- Dass wir die Partnerschaft in fünf Jahren evaluieren und die Partnerschaftsvereinbarung nach zehn Jahren neu fassen.

